

Zeitschrift: Kultur und Politik : Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge
Herausgeber: Bioforum Schweiz
Band: 1 (1946)
Heft: 3

Artikel: Kultur und Sprache
Autor: Balmer, Hans R.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-890867>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kultur und Sprache

HANS RUD. BALMER

Die Sprache — für die meisten deutschsprachigen Menschen sogar aufgeteilt in zwei Sprachen: Mundart und Schriftsprache — ist als das bedeutsamste der menschlichen Ausdrucksmittel ein hervorragender Kulturmaßstab. Wer nur ein wenig das Ohr dafür hat, wird aus der Sprache eines Menschen manches heraushören über Herkunft, Erziehung und Bildungsgrad, über Gesinnung und Temperament, kurz über die ganze geistige Haltung und Eigenart des Sprechenden, ob er dies nun betont oder nicht oder gar verstecken möchte.

Dabei ist von vornherein zu bedenken, daß jeder Stand seine Kultur haben kann und soll und daß darum auch eine standesgemäße Sprache etwas Natürliches und sogar Erfreuliches ist. Aber wenn die Sprache des Bauers eine andere ist als die des Städters, die des Beamten verschieden von jener des Gewerkschafters, so kann doch jeder in seinem Sprechen Kultur oder Unkultur verraten. Dies gilt ebenso sehr vom Schriftdeutsch, wie es uns die verschiedenen Stände in ihren Parteizeitungen und durch ihren Vertreter in den Ratssälen vorführen, als auch von der Mundart des täglichen Umgangs. Dabei wollen wir uns bewußt sein lassen, daß für die allermeisten Eidgenossen das Schriftdeutsch ein etwas steifer, unbequemer und feierlicher Amts- und Feiertagsrock bleibt, in dem sie sich nie recht heimisch und wohl fühlen und den sie möglichst bald ausziehen, um hemdärmelig, das heißt in der Mundart, weiterzufahren.

Das Erbärmlichste, ja geradezu Erschreckendste ist es, wenn man aber diesen Feiertagsrock umkrempelt und ihn für einen Kühermutz ausgibt; das will sagen, wenn sich irgend ein Redner einen schönen Nachruf für eine Trauerfeier, irgend einen

Gruß der Behörden an einem Fest hübsch schriftdeutsch aufgeschrieben hat und nun in seiner Hemmung gegen die Schriftsprache doch sprechen will, wie ihm sein Schnabel gewachsen ist. Ein ergötzliches Muster — leider gar nicht viel übertrieben! — bringt Dr. E. Schürch in seinem prächtigen Schriftchen «Häb Sorg zum Schwyzertütsch». Aber wir alle haben schon mehrfach so etwas gehört: «... und es drängt mi, dem liebe Verstorbene für diesi Verdiencht um ds Gedeihe des edle Volksgesangs o a dieser Stell der wärmschte Dank usz'spräche.» Schauerliche Unkultur! Geboren aus einer Verkennung der Mundart als zu alltäglich. Wie sehr uns aber die Schriftsprache Mühe bereitet, wie oft uns ihre mangelhafte Beherrschung Streiche spielt, das möge der geneigte Leser im «Nebelspalter» und in der Rubrik «Schäm di!» des «Beobachters» zu eigenem Nutz und Frommen, aber auch oft zu ergötzlichem Vergnügen selbst verfolgen.

Unsere eigentliche Sprache ist und bleibt die Mundart. Sie ist aber weder ein Naturreservat noch ein Museumsstück. Die Mundart ist — wie jede andere Sprache — Leben, und als solches wandelbar und in steter Entwicklung, in ewigem Geborenwerden, Leben und wieder Sterben, in Werden, Sein und Vergehen begriffen. So wie uns in Luthers Bibelsprache heute nach 400 Jahren mancher Begriff fremd, im Sinn verändert oder gar völlig unbegreiflich geworden ist, so wird sich auch unsere Mundart wandeln und es wäre sinnlos, den Heimatschutzgedanken so weit zu treiben, bewußt aus der Sprache eine Altertumssammlung zu machen.

Es gibt Mundartdichter, die davon überzeugt sind, die gute Mundartdichtung müsse darauf ausgehen, alte, schon beinahe vergessene Ausdrücke zu retten. Das ist eine sehr interessante Aufgabe der Volkskundler und Dr. Hans Sommer tut es besonders schön in seinen «Kulturgeschichtlichen Sprachbildern». Der Dichter aber soll sein Interesse mehr dem Werden als dem Vergehen zuwenden, er hat weniger eine konservierende Aufgabe, sondern eher eine schöpferische. Darum auch kann ich dem Grundsatz «je gröber, desto echter, je urchiger, desto heimat-schützlerischer» nicht beipflichten. Es ist nicht zu bestreiten, daß es in jeder Mundart Menschen gibt, die grob, fluchend und «urchig» reden; es ist aber gar nicht gesagt, daß es die Aufgabe des Dichters sei, gerade die Untugend zu verherrlichen

und die Grobheit durch seine Kunst zu schützen. Nein, ebenso wenig wie wir das Sentimentale und Kitschige anerkennen wollen, ebenso wenig dürfen wir ins andere Extrem verfallen und nur als mundartlich echt anerkennen, was sackgrob oder auch was völlig ungebräuchlich geworden ist.

Wo aber unser aller Aufgabe liegt, das ist die Reinhaltung der Sprache, was nicht dasselbe ist wie ein konservatives Erhalten veralteten Sprachgutes, sondern vielmehr ein Achten darauf, daß die Sprache in ihren natur- und zeitbedingten Wandlungen und Entwicklungen heimatverbunden bleibt. Es liegt ganz und gar nicht in unserer Macht, die Wandlungen der Sprache zu verhindern. Was wir aber verhindern können, ist die Unkultur der Sprache. Wir können dem Baum das Treiben nicht verbieten, aber wir können ungute Schosse ausschneiden, können seiner Krone Form geben und dafür sorgen, daß keine Schmarotzer ihm Kraft und Saft rauben.

Es hat eine Zeit gegeben, da haben sich die Mundarten rein durch Jahrhunderte, von Talschaft zu Talschaft, ja von Bäuert zu Bäuert sogar verschieden, erhalten können. Es war eine Zeit, da die wenigsten Menschen mehr als einmal über die Grenzen ihrer engsten Heimat hinaus kamen. Heute ist es so, daß in den meisten Gemeinden die «Üßersassen» gegenüber den «Burgern» in der Mehrzahl sind; selbst in einem dem Verkehr nicht besonders erschlossenen Oberländerdorf fand sich die Tatsache, daß nur noch ein Fünftel der Schulkinder in der Wohngemeinde heimatberechtigt sind. Das bringt es mit sich, daß unweigerlich die feinen Unterschiede, wie sie früher von Dorf zu Dorf bestanden, abgeschliffen werden. Dagegen läßt sich nichts tun, es ist eine natürliche Folge der Niederlassungsfreiheit. Da hilft auch kein «Verein für Stadtberndeutsch»; er wird zu einer Art Museumsgesellschaft werden.

Etwas ganz anderes ist aber die Reinhaltung der Mundart als Ganzes. Und da haben wir Berner eine ganz besondere Aufgabe, indem bei uns noch das «Ihr» und «Euch» zur lebendigen Sprache gehört — wie übrigens auch noch in einigen süddeutschen, also alemannischen Dialekten — während die Nord- und Ostschweiz ganz unzweideutig und seit langer Zeit das hochdeutsche «Sie» und «Ihnen» übernommen hat. Die nicht sehr deutliche Grenze liegt im oberen Aargau, im Entlebuch, im Nidwaldischen, im Urner- und im Glarnerländchen.

Wenn alle Berner wüßten, wie hübsch unsere lieben «Sie»-Eidgenossen unser «Ihr» finden, sie würden sich nicht mit «Chöi Sie, wei Sie u hei Sie» lächerlich machen. Dies ist ein besonderes Kapitel aller Fremdenorte, wo auch schon an den netten Häuschen neben den Stationen die «Männer» und «Frauen» zu «Herren» und «Damen» geworden sind. Nun ja! Die Entwicklung geht dahin: bei Luther bis zu Gotthelf: Weib. Bei Gotthelf beginnts mit der Frau, die Christen gewinnt. Und jetzt heißt es schon im Warenhaus: «Läbe Sie wohl, die Dame!» Nun ja: Waschweib darf man heute nicht mehr sagen, vielleicht in ein paar Jahren auch nicht mehr Waschfrau, sondern unsere Waschdame.

Ein weiterer Umstand, der die in unsern Mundarten liegende Eigenart in Gefahr bringt, sind die Zeitungen. Wir lesen heute viel mehr Gedrucktes als noch unsere Großväter. Und es ist kaum zu verhindern, daß sich die Sprache der Zeitung in unsere Alltagssprache einschleicht. Wir haben eben für manches, von dem wir auch unter uns, mit dem Nachbar und den Dorfgenossen sprechen wollen, ja gar keinen mundartlichen Ausdruck: Majorz und Proporz, kumulieren und panaschieren, Session, Delegierte, Departement, Direktion.

Daneben geht es uns genau wie unsern Vorfahren: sie haben mit vielen Dingen auch gleich den Namen übernommen; der Römer brachte die Lichtöffnung in der Hauswand, das fenestra, und unsere alemannischen Vorväter übernahmen auch das Wort und wandelten es mundgerecht zu Fenster. Auch da sind wir machtlos: Auto, Garage, Radio, Telefon, Boiler lassen sich aus der Mundart nicht wegweisen, und eine gewaltsame Vermundartlichung wäre ebenso lächerlich wie viele verunglückte Verdeutschungen; so etwa für Autogarage: Kraftwagenstall.

Ein ganz besonders gefährlicher Feind guter Mundart waren während den vergangenen Jahren die Lebensmittelkarten. Es war eben so: Man hatte «Buttercoupons», nicht «Ankemärggeli», es hieß eben «Butter/Fett» und «Schweinefett»; deshalb sprachen die Frauen auch so und vergaßen das prächtige Mundartwort «Säuschmutz» voll und ganz. Auch da stehen wir vor einer Entwicklung, die wir kaum aufzuhalten vermögen: «Fett isch äbe das vo de Fabrigge, Astra u so, u der Schmutz chouft me bim Metzger!» erläuterte mir kürzlich meine Frau meinen

stutzigen Begriff. Nun ja, Rösti bleibt ja wohl noch lange Rösti, sei jetzt «Schmutz» oder Fett drin, wenn nur etwas drin ist!

Dagegen gibt es eine Wandlung und Abschleifung des alltäglichen Sprechens, die nicht in einer sinnvollen und umständebedingten Entwicklung liegt, sondern ganz einfach in einer Gleichgültigkeit und einer Wurstigkeit der Sprache gegenüber. Es grenzt schon beinahe an ein Vergehen gegen seine Muttersprache, wenn eine Lehrerin den ganz Kleinsten scheinbar berndeutsch erzählt: «Der Wind isch über d'Wiese gstriche u der Löwezahn het mit sym guldige Lüchte vieli, vieli Biene aglockt.» Warum nicht so: «Der Luft isch über d'Matte gstriche u d'Söiblueme het mit ihrem guldige Lüchte d'Bejeli z'scharewys häreglökt!» Wie wird da der Reichtum der «Schwyzer Schnabelweid» mißachtet!

Es ist bezeichnend, daß wir wohl von einem Vaterhaus, aber von einer Muttersprache reden. Die Mutter legt den Grund, und wo sie, wie ich es kürzlich tatsächlich erfahren mußte, vom Vater als «em Alte, däm Löhl» spricht, da soll sie sich nicht verwundern, wenn sie einmal «di Alti, die Chue» wird. Es gibt freilich auch eine Vatersprache; du wirst sie immer dann finden, wenn ein Bub flucht «wie ne Große», wie ne Vater»; wo ein Bube grob und unhöflich ist, da wird man selten fehl gehen, dies als Vatersprache einzuschätzen. Da erwachsen uns Erzieherpflichten, die sich in erster Linie bei uns selbst auszuwirken haben. Denn es ist wirklich nicht gleichgültig, wie unser Kind spricht — **Sprache ist Maßstab der Kultur**. So sehr es lächerlich wirkt, wenn ein Mensch durch die überspannte Sprechweise sein Herkommen vermänteln will, so sehr verächtlich macht sich auch jener, der in übertriebener Weise sein Herkommen in der Sprache betont. Die salbungsvolle Pfarrherren-Sprechweise ist ebensosehr Unkultur wie der «Büetzer-Jargon» des allzu standesbewußten Arbeitervertreters.

Seien wir uns stets bewußt, daß man die Sprache nur in geringem Maße völlig in der Gewalt hat, daß sie stets Ausdruck einer geistigen Haltung, eines Seins und nicht eines Scheins ist. Dann wird es uns klar, daß wir Sprachkultur nicht für sich pflegen können, sondern nur durch Kulturpflege im allgemeinen. Und Kultur im allgemeinen ist Pflege des Menschlichen, wo es nach dem Guten, nach dem Schönen und nach dem Unvergänglichen strebt.